

Ann H. Gabhart

Ein Garten der Hoffnung



Die Mittagssirene von Hollyhill weckte David Brooke. Er konnte nicht fassen, dass er an seinem Schreibtisch eingeknickt war – jedenfalls nicht, bevor er sich sein Editorial über die Stadtratssitzung am Montagabend noch einmal durchgelesen hatte, das in der nächsten Ausgabe des *Banner* erscheinen sollte. Drei Absätze Schlummernachrichten.

David überflog seine Notizen und schaltete dann seinen kleinen Kassettenrekorder ein, um sich noch einmal anzuhören, was bei der Sitzung besprochen worden war. Bürgermeister Palmors Stimme dröhnte ihm vom Band entgegen. Er drängte die Ratsversammlung dazu, Gelder für neue Weihnachtsdekorationen an den Laternenpfählen der Main Street zu bewilligen. Stadtrat Jim Jamison unterbrach ihn und merkte an, der alte Schmuck sei doch völlig in Ordnung. Der Bürgermeister konterte mit: „Ich wette, du weißt nicht einmal, wie der alte Weihnachtsschmuck aussieht, Jim.“

Das Band lief weiter, aber außer dem kratzenden Geräusch der Kassette war nichts zu hören. Jim hatte Zeit geschunden und sich den Schweiß von der Stirn gewischt, bevor er sagte: „Es ist viel zu heiß, um über Weihnachtsschmuck nachzudenken. Du liebe Güte, es ist August. Wir sollten lieber darüber sprechen, dass Zebrastreifen aufgemalt werden müssen, bevor die Schule anfängt. Jetzt, wo die Schulen die Rassentrennung aufheben, könnten Zebrastreifen besonders wichtig sein.“

„Warum das denn, Jim? Meinst du, unsere schwarzen Jungen und Mädchen wissen nicht, wo sie über die Straße gehen sollen?“ Die Verärgerung in der Stimme des Bürgermeisters war nicht zu überhören.

David schaltete das Kassettengerät aus und las die Bemerkung, die er mitten in seine Notizen von der Sitzung geschrieben und mit dicken Strichen eingerahmt hatte. *Editorial über Neuanfänge schreiben. Friedliche Neuanfänge.* Die Nachricht, dass der Schulrat von Hollyhill dafür gestimmt hatte, die Rassentrennung in den Schulen aufzuheben, war vor einigen Wochen die Titelgeschichte des

Banner gewesen. Im Juli hatte der Kongress das Bürgerrechtsgesetz beschlossen, deshalb war es höchste Zeit, dass Hollyhill ebenfalls in das moderne Zeitalter eintrat. Doch David vermutete, dass die Schließung der Volksschule im West End, in dem so gut wie alle schwarzen Familien in Holly County lebten, mehr damit zu tun hatte, dass das alte Schulgebäude ein neues Dach gebraucht hätte, und weniger mit dem Bürgerrechtsgesetz.

Niemand in Hollyhill erwartete irgendwelche Probleme. Der Superintendent, Aaron Boyd, hatte David erklärt, die Rassentrennung in den Schulen sei nur deshalb noch nicht früher aufgehoben worden, weil die schwarze Bevölkerung ihre Schule im West End und Mrs Rowlett nicht hatte aufgeben wollen. Sie unterrichtete dort die fünfte bis achte Klasse und es hieß, sie sei die beste Lehrerin im ganzen County. In diesem Herbst würde sie in der High School von Hollyhill Latein unterrichten. David griff nach dem Block, der für den Fall, dass ihm Ideen für Berichte und Artikel kamen, immer neben dem Telefon lag, und schrieb darauf: *Francine Rowlett interviewen*. Dann schaltete er seufzend den Kassettenrekorder wieder ein, um sich die weitere Diskussion anzuhören.

Jim antwortete dem Bürgermeister. Er schrie ihn zwar nicht direkt an, aber viel fehlte nicht. „Ich finde nur, dass die Sicherheit unserer Kinder Priorität haben sollte. Aller unserer Kinder! Und Zebrastreifen können dabei helfen.“

Jetzt ergriff Harry Williams das Wort. „Wir müssten die Bestimmungen des Bundesstaates kennen. Bestimmt gibt es Vorschriften, wo die Übergänge sein sollten und wie breit sie sein müssen.“ Harrys Sohn war Anwalt in Grundy, sodass er es als seine Pflicht betrachtete, auf jedes potenzielle rechtliche Problem hinzuweisen.

Bürgermeister Palmors Stimme wurde etwas lauter, als er sagte, sie sprächen schließlich von städtischen Straßen, also spiele es keine Rolle, was die Gesetzgebung des Bundesstaates besage. Hier schaltete David das Abspielgerät erneut aus. Anschließend hatte sowieso niemand mehr etwas Hörenswertes gesagt und es war nichts weiter entschieden worden. Irgendwann hatte Ramona Sims, die das Protokoll führte, hinter vorgehaltener Hand gegähnt, auf ihre Uhr geblickt und anschließend verkündet, sie müsse ihren Sohn vom Baseballtraining abholen. Sie hatte ihren

Kugelschreiber klicken lassen, ihr Notizbuch zugeklappt und die Sitzung beendet.

Also versuchte David ein Editorial darüber zu schreiben, dass die Mitglieder des Stadtrats und der Bürgermeister gemeinsam zum Wohle der Stadt arbeiten sollten. Aber nachdem er sich seinen Text noch einmal durchgelesen hatte, beschloss er, dass es interessanter sein würde, der Farbe der besagten Zebrastreifen beim Trocknen zuzusehen, falls der Stadtrat sich jemals einigen würde, wo sie nun aufgemalt werden sollten. Vielleicht sollte er sein Editorial über die richtige Anbringung von Zebrastreifen schreiben. Seinen Text über „friedliche Neuanfänge“ wollte er sich bis zu dem Mittwoch aufheben, an dem die Schule wieder begann.

Dabei würde er seine Worte sorgfältig wählen müssen. Er wollte nicht die Art Zeitungsherausgeber sein, die den Stift schwang, um einen Streit vom Zaun zu brechen, nur damit sie neue Schlagzeilen hatten. In Hollyhill hatte es nie Rassenprobleme gegeben. Erst letzte Woche hatte Bürgermeister Palmor zu David gesagt, Hollyhill könne sich glücklich schätzen, solche „guten Neger zu haben, die keine Sitzblockaden und Demonstrationen veranstalten, nur um Schwierigkeiten zu machen.“

David war nicht näher auf das Thema eingegangen. Stattdessen hatte er das Gespräch darauf gelenkt, ob die Hitzewelle wohl bald enden würde oder nicht. Wenn er jetzt daran zurückdachte, kam er sich wie ein Feigling vor. Er hätte den Bürgermeister daran erinnern sollen, dass vor Gott alle Menschen gleich waren. Schon vor Jahrhunderten hatte Paulus den Galatern geschrieben: *Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus.*

So etwas sollte David auch den Menschen von Hollyhill schreiben. Dass allen Menschen in ihrem Land gewisse unveräußerliche Rechte zugesichert wurden. Aber stattdessen füllte er die Seite mit Worten, die nichts bewirken würden, außer seine Leser einzuschläfern. David knüllte das Blatt Papier zusammen und warf es in Richtung Papierkorb. Es fiel daneben.

David starrte auf das neue, leere Blatt auf seinem Notizblock und spürte, dass seine Augen wieder schwer wurden. Wenigstens war es nicht seine Predigt für Sonntag, über der er ständig einschlief,

obwohl ihm diesbezüglich auch noch eine zündende Idee fehlte. Er fühlte sich so abgestanden, wie der Redbone River ausgesehen hatte, als sie gestern Abend auf dem Weg zur Gebetsstunde daran vorbeigekommen waren und Tante Love erklärt hatte, die Hundstage hätten offiziell begonnen.

Es war nicht einfach, Woche für Woche neue Ideen für Editorials oder Predigten zu finden. Natürlich vertraute er Gott, was die Ideen für die Predigten betraf, aber David musste seinen Teil beisteuern, indem er betete und in der Heiligen Schrift forschte. Er konnte nicht erwarten, dass er am kommenden Sonntag auf die Kanzel von Mt. Pleasant steigen, den Mund öffnen und eine fertige Predigt hervorsprudeln würde.

Es dauerte seine Zeit, die richtige Botschaft zu formulieren, das in Worte zu fassen, was Gott ihnen sagen wollte. Es dauerte seine Zeit, Editorials zu formulieren, die mehr waren als nur Lückenfüller. Es dauerte seine Zeit, den *Hollyhill Banner* zu setzen, auch wenn er nur einmal in der Woche erschien. Und Zeit war etwas, das in Davids Leben rar war, seit der Tornado im Juli die Clay's Creek Baptist Church weggefegt und Wes unter einer Eiche begraben hatte, so dass sein rechtes Bein nahezu zertrümmert war.

David verließ sich seit Jahren darauf, dass Wes die Druckerpresse in einem funktionstüchtigen Zustand hielt. Zum Glück war nichts Wesentliches kaputtgegangen, seit Wes ins Krankenhaus eingeliefert worden war. David hatte gewusst, dass Wes die Zeitungen zum Postamt brachte, von wo aus sie an die Abonnenten verteilt wurden, und zu den Lebensmittelläden, den Drogerien und dem Imbiss, wo sie zum Verkauf standen. Er hatte gewusst, dass Wes die meisten Anzeigen gestaltete und setzte. Allerdings hatte er nicht gewusst, wie viele Stunden das alles dauerte, bevor er es selbst tun müssen.

Jeder Mensch hatte die gleiche Anzahl Stunden am Tag zur Verfügung, ermahnte David sich. Der Herr hatte ihm diesen Tag, den 13. August 1964, gegeben und ihm keine einzige Stunde vorenthalten. Aber in letzter Zeit reichten vierundzwanzig Stunden einfach nicht aus. Manchmal kam es David so vor, als wäre sein eigenes Leben von einem Tornado getroffen worden, bei all dem, was seit Juni geschehen war.

Es war nicht nur der *Banner*. Er hatte eine volle Pastorenstelle in

Mt. Pleasant angenommen, nachdem die Gemeinde dort beschlossen hatte, dass sie einen Pastor einstellen konnten, der eine Exfrau in Kalifornien hatte und eine unverheiratete Tochter, die Ende September ein Baby erwartete. Bei dem Gedanken an Tabithas Baby, sein Enkelkind, musste David lächeln.

In den vergangenen zwei Wochen, nachdem die Nachricht von dem Baby die Runde gemacht hatte, waren einige Leute auf der Straße stehen geblieben, um ihm zu sagen, wie leid ihnen Tabithas „Schwierigkeiten“ taten, und zu fragen, ob sie das Kind zur Adoption freigeben wolle. Ein Baby brauche schließlich Mutter und Vater. Das sei Gottes Plan.

Aber das bedeutete nicht, dass der Herr nicht bei einem Plan B helfen konnte, wenn der erste Plan schiefging. Das hatte David am eigenen Leib erfahren. Gott hatte ihm vor vierzehn Jahren geholfen zurechtzukommen, als Adrienne es David überlassen hatte, Jocie großzuziehen.

Er erinnerte sich daran, wie er Jocie auf dem Arm gehalten hatte, nachdem Adrienne wieder in ihrem Schlafzimmer verschwunden war und die Tür hinter sich geschlossen hatte. Jocie war so winzig gewesen – beinahe zerbrechlich, da sie kaum mehr als fünf Pfund gewogen hatte – und einen Augenblick lang hatte er panische Angst gehabt. Aber dann hatte sie die Augen aufgeschlagen und ihn direkt angesehen, während ihre Lippen sich zu einem Lächeln verzogen. Es spielte keine Rolle, dass die Fachleute sagten, Neugeborene könnten gar nicht scharf sehen und lächelten nur, weil sie Blähungen hätten. Sie wüssten noch nicht, was Lächeln und was Stirnrunzeln war. David hatte das Gefühl gehabt, dass ihr Wesen sich ihm zuwandte. In diesem Augenblick hatte sie sein Herz erobert und war für immer sein Schatz geworden.

Zum Glück war sie bei dem Tornado nicht verletzt worden. David blickte auf seine Uhr. Wo war Jocie? Eigentlich hätte sie längst da sein sollen, um mit ihm zusammen Wes aus dem Krankenhaus abzuholen. Sie mussten vor drei Uhr dort sein und es war eine lange Fahrt, selbst wenn sie keinen Lastwagen vor sich hatten. Wenigstens hatten die ganzen Fahrten zum Krankenhaus David die Gelegenheit gegeben, jede Menge Zeit mit Jocie zu verbringen. Gott konnte aus allem etwas Gutes entstehen lassen.

David legte seine Notizen in eine Mappe und ließ sie auf den Stapel Papier in seinem Eingangskorb fallen. Vielleicht wartete Jocie in der Druckerei auf ihn. Sie hatte ihm geholfen, die Anzeigen zu setzen, und in den letzten Wochen praktisch jeden Tag gearbeitet, außer wenn sie Tante Love im Haushalt hatte helfen müssen. An diesem Morgen war sie zu Hause geblieben, um Tante Love zu helfen, im Wohnzimmer ein Bett für Wes herzurichten. Der Mann konnte schließlich nicht gut allein in seiner Wohnung über dem Zeitungsbüro bleiben. Er würde ja nicht einmal die Treppe hinaufkommen.

Wes konnte kaum durchs Krankenzimmer laufen, und das war auch kein Wunder, wenn man bedachte, wie die Stangen, die seine Knochen zusammenhielten, aus dem Gips herausragten. Allmählich sah er wirklich wie der Außerirdische vom Jupiter aus, der er manchmal vorgab zu sein.

Die Ärzte hatten vorgeschlagen, Wes solle ins Pflegeheim von Hollyhill ziehen, bis sein Bein so weit verheilt war, dass ein kleinerer Gips ausreichte, aber David konnte sich Wes nicht in einem Rollstuhl an diesem Ort vorstellen, an den alte Menschen gingen, um zu sterben. So alt oder schwach war Wes nicht. Sein Bein würde wieder heilen. Es musste einfach. David brauchte ihn, um die Arbeit beim *Banner* zu erledigen. Und um Jocie Jupitergeschichten zu erzählen. David wünschte sich, dass das Leben wieder normal verlief, aber vielleicht war normal nicht im Bereich des Möglichen, wenn ein Tornado das Leben durcheinandergewirbelt hatte.

2

Jocie geriet ein wenig ins Keuchen, als sie mit ihrem Fahrrad Locust Hill hinaufstrampelte. Der Hügel war eigentlich nicht sehr steil, aber er war lang und hatte zwei Kurven. Jocie stieg aus dem Sattel und trat in die Pedale. Erst dachte sie, sie würde es bis oben schaffen, aber dann hakte die Kette des alten Fahrrads und das linke Pedal rutschte unter ihrem Fuß weg.

„Schrotthaufen“, murmelte Jocie, während sie abstieg und das Rad dann schob. Sie konnte beinahe sehen, wie Tante Love die Stirn runzelte und ihr einen Bibelvers vorhielt. Vielleicht etwas wie: *In allem aber seid dankbar*. Das war bestimmt einer von Tante Loves Lieblingsversen.

Und sie hatte recht. Jocie war dankbar dafür, dass Matt McDermott, der Gemeindeleiter von Mt. Pleasant, in seiner Scheune gewühlt und dieses alte Fahrrad für sie gefunden hatte. Es war rostig, aber sie konnte es anmalen. Die größten Beulen hatte sie aus den Schutzblechen hämmern können und es war auch gar nicht so schlimm, dass sie die Reifen jedes Mal aufpumpen musste, wenn sie fahren wollte. Ihr Dad und sie hatten die Schläuche schon ein paar mal geflickt, aber sie waren alt und bekamen immer wieder neue Löcher.

Wenigstens war die Kette diesmal nicht vom Zahnrad gesprungen. Sie war schon zu spät dran und hatte eindeutig keine Zeit, sie wieder aufzuziehen. Schon bevor die Zwölf-Uhr-Sirene ein paar Kilometer entfernt in Hollyhill ertönte, wusste sie, dass es Mittag war. Ihr Schatten befand sich fast genau unter ihr. Sie hätte ihren Vater in der Redaktion anrufen sollen, bevor sie von zu Hause losgefahren war.

Die Sonne brannte mit aller Macht auf die Straße hinunter, sodass der Asphalt unter Jocies Füßen fast glühte und sie ihn durch die Sohlen ihrer Tennisschuhe hindurch spürte, aber sie ließ sich von der Hitze nicht bremsen. Vielmehr schob sie ihr Fahrrad noch schneller.

Obwohl sie dankbar war, vermisste sie ihr altes Fahrrad. Damit

hatte sie bis zum Gipfel der Anhöhe fahren können. Es war zwar auch nicht neu gewesen, aber funktionstüchtiger als dieses hier. Doch ihr altes Fahrrad war vom Winde verweht. Ihr Vater hatte eines der Räder gefunden, verbogen und zertrümmert, sodass die Speichen in alle Himmelsrichtungen abstanden, aber die anderen Teile musste der Tornado zusammen mit der Clay's Creek Church bis zum Jupiter geschleudert haben.

Es gab immer noch Leute, die mit der Rückseite eines Gesangsbuchs, dem zersplitterten Holz einer Kirchenbank, einem Stuhl aus der Sonntagsschule oder was auch immer sie von dem Kirchengebäude irgendwo auf dem Feld gefunden hatten, in der Zeitungsredaktion erschienen. Sie hofften, mit einem Bild in den *Banner* zu kommen. Zella, die Empfangsdame, hatte letzten Montag ein Schild getippt, auf dem stand: „Es werden keine weiteren Kirchenstücke mehr gebraucht“, aber Jocies Dad hatte sie aufgefordert, es wieder abzunehmen. Er sagte, die guten Beziehungen zu den Bewohnern des Ortes seien ein wenig Filmmaterial und Druckerschwärze wert. Außerdem schienen die Leute sich immer noch dafür zu interessieren, wo die Einzelteile der Kirche gelandet waren. Fast jeden Tag kam jemand und fragte, ob die Kollektenteller inzwischen gefunden worden seien. Als wäre noch Geld darin.

Es war lustig, dass manche Dinge den Sturm überlebt hatten und andere nicht. Wes' Motorrad hatte auf dem Kopf gestanden, aber kaum einen Kratzer abbekommen. Nicht, dass Wes momentan damit fahren konnte. Zella sagte, sie könne sich nicht vorstellen, dass er jemals wieder darauf sitzen würde, aber Jocie wusste, dass er wieder Motorrad fahren würde. Sein Bein würde verheilen. Jocie betete jeden Tag dafür und Gott erhörte Gebete. Das wusste sie seit diesem Sommer ohne jeden Zweifel, weil Tabitha aus Kalifornien nach Hause gekommen war und weil Zeb jedes Mal mit seinem albernen Hundegrinsen auf sie wartete, wenn sie das Haus verließ. Und weil Wes überlebt hatte, dass der Baum auf ihn gefallen war. Und weil ihr Vater ihr Vater war.

Wie Tante Love immer sagte: *Danket dem Herrn, denn er ist freundlich*. Psalm irgendwas, da war Jocie sich sicher. Tante Love wusste mit Sicherheit genau, wo das stand. Sie hatte Hunderte von Bibelversen in ihrem Kopf abgespeichert. In letzter Zeit erinner-

te sie sich auch besser an andere Dinge. Seit Wochen waren die Bohnen nicht mehr versalzen gewesen oder die Brötchen verbrannt. Natürlich versuchten Tabitha und Jocie, Tante Loves Sicherheitsgedächtnis zu sein, indem sie Dinge aus dem Ofen oder vom Herd nahmen, bevor es qualmte.

Das war aber auch so ungefähr alles, was Tabitha tat. Jocie hatte natürlich nicht erwartet, dass sie ihnen an diesem Morgen helfen würde, das Wohnzimmer umzuräumen, damit sie das Feldbett für Wes aufstellen konnten. Jetzt, wo Tabitha so offensichtlich schwanger war, konnte sie schließlich keine Möbel durch die Gegend schieben. Die meiste Zeit verbrachte ihre Schwester damit, vor dem elektrischen Ventilator zu sitzen und Eiswürfel zu kauen.

Allmählich verstand Jocie, warum ihre eigene Mutter es so sehr gehasst hatte, in anderen Umständen zu sein. Niemand, der ganz bei Trost war, würde sich freiwillig für einen solchen neunmonatigen Kampfeinsatz melden. Monatelang jeden Morgen das Frühstück wieder von sich zu geben, die ganze Zeit auszusehen wie ein ausgewrungener alter Spüllappen, so dicke Füße zu haben wie die alte Mrs Johnson in der Kirche, beim Aufstehen jedes Mal ächzen zu müssen und den Bauch ständig festzuhalten, weil man Angst hat, dass etwas herausfallen könnte ... Aber es war merkwürdig: Trotz all dieser lästigen Dinge strahlte Tabitha förmlich vor Glück.

Vielleicht konnte Wes Jocie erklären, wie das alles zusammenhing, wenn er erst einmal zu Hause war. Sie und Wes hatten seit Tagen nicht die Gelegenheit gehabt, sich richtig zu unterhalten. Noch ein Grund, warum Jocie den Berg jetzt fast hinaufrannte. Sie musste rechtzeitig in der Stadt sein, damit sie Wes zusammen mit ihrem Vater aus dem Krankenhaus abholen konnte. Sie wollte ihm selbst erzählen, dass sie in ihrem Haus alles für ihn vorbereitet hatten und sich darauf freuten, dass er bei ihnen wohnen würde, bis es ihm wieder gut genug ging, um die Treppe zu seiner eigenen Wohnung über der Redaktion hinaufzusteigen.

Jocie hatte ihm das schon ein Dutzend Mal gesagt, aber es war wichtig, dass sie es ihm noch einmal sagte, wenn die Krankenschwester ihn tatsächlich aus dem Krankenhaus schob. Möglicherweise hatte er beschlossen, dass Tante Love zu alt, Tabitha zu schwanger, Jocies Vater zu beschäftigt und Jocie zu jung war, um

für ihn zu sorgen. Vielleicht kam er auf die Idee, er könnte eine Last sein, und versuchen, in Richtung Jupiter abzuhauen – dem Planeten oder der Stadt in Indiana oder Ohio oder wo auch immer er gewohnt hatte, bevor er plötzlich wenige Jahre nach Jocies Geburt in der Zeitungsredaktion aufgetaucht war. Das durfte sie nicht zulassen, auch wenn sie dafür jeden zweiten Tag die Schule schwänzen müsste. Sie musste sich um Wes kümmern. Sie war der Grund, warum er auf dem Hof der Kirche gewesen war, während die Bäume durch die Luft flogen. Es war ihre Schuld, dass er jemanden brauchte, der ihn pflegte.

Ein paar Autos fuhren langsam an ihr vorbei und Jocie überlegte, ob sie ihr Fahrrad am Straßenrand liegen lassen und einen der Fahrer anhalten sollte, damit er sie mitnahm. Aber sie war jetzt beinahe oben auf dem Hügel angelangt und den restlichen Weg nach Hollyhill ging es fast nur noch bergab.

Ihr Vater würde bereits auf sie warten oder sie sogar suchen, wenn sie nicht bald auftauchte. Seit dem Tornado wusste er meistens, wo sie sich aufhielt. Das konnte natürlich daran liegen, dass sie ständig in seiner Nähe war, weil sie zusammen mit ihm Wes besuchte oder in der Redaktion war, um ihm bei der Veröffentlichung des *Banner* zu helfen. Nur wenn er mit Tabitha zum Arzt nach Grundy fuhr oder wenn er im Gericht war und mit Leigh Jacobson sprach, war sie nicht so nah, dass er sie rufen konnte, wenn er etwas brauchte.

Tante Love sagte, bei Jocies Vater und Leigh würden die Funken sprühen, auch wenn sie eigentlich gar nicht miteinander ausgegangen waren, wenn man mal von den Kirchengängen und ihren Besuchen bei Wes im Krankenhaus absah. Aber Leigh erschien jetzt zuverlässig jede Woche am Drucktag, um beim Falten des *Banner* zu helfen. Jocie hatte nichts dagegen. Leigh brachte immer Brownies mit.

Jocie betete kein Stiefmuttergebet, so wie sie das Schwestergebet gesprochen hatte („Bitte lass Tabitha nach Hause kommen“) und das Hundegebet („Bitte mach, dass ich einen Hund bekomme“). Sie hatte ihren Vater gefragt, ob sie es tun sollte, und er hatte gesagt, sie sollte dieses Gebet ihm überlassen.

Oben auf dem Hügel machte Jocie eine Pause, um sich mit dem Zipfel ihrer Bluse den Schweiß von der Stirn zu wischen, bevor sie

wieder auf ihr Fahrrad stieg. Sie warf einen Blick auf den Hinterreifen, um sich zu vergewissern, dass noch genügend Luft darin war. Sie brauchte wirklich neue Schläuche. Dann fuhr sie den Hügel hinunter, froh über die Brise in ihrem Gesicht, während die Sonne ihr auf den Kopf brannte.

Plötzlich tauchte vor ihr ein zweites Fahrrad auf. Es gehörte keinem der kleinen Kinder aus den Häusern an der Straße. Dieses Kind war groß, größer als Jocie. Vielleicht war es auch gar kein Kind. Jedenfalls keines, das Jocie von hinten erkennen konnte. Es war ziemlich ungewöhnlich, jemanden in Hollyhill zu sehen, den sie nicht kannte. Und noch ungewöhnlicher war es, dass ein Fremder mit dem Fahrrad in die Stadt fuhr. Normalerweise wusste Jocie über neue Familien, die in dieses Viertel zogen, Bescheid, bevor ihre Fahrräder auch nur ausgepackt waren.

Sie strampelte schneller und in ihrer Neugier vergaß sie nicht nur die Hitze, sondern auch wie hungrig sie war. Leider vergaß sie jedoch auch, dass das alte Fahrrad nicht sehr gut mit hohen Geschwindigkeiten klarkam. Die Kette knackte mehrfach. Als Jocie bremste, war es schon zu spät. Die Kette war bereits vom Zahnrad gesprungen und die Pedale waren nutzlos. Ungebremst raste sie den Hügel hinunter.

Das wäre nicht so schlimm gewesen, wenn das Fahrrad vor ihr nicht am Haus der Sawyers vorbeigefahren wäre. Butch, der große Schäferhund der Familie, sprang von der Veranda und rannte auf die Straße zu. Butch ließ nie ein Fahrrad unbehelligt am Haus vorbeifahren, sodass man entweder so schnell wie möglich in die Pedale treten musste, um ohne Bisswunden davonzukommen, oder zu Fuß gehen, denn sobald die Füße den Boden berührten, anstatt auf Pedalen zu ruhen, verwandelte Butch sich in eine große Schmutzekatze.

Die Person auf dem Fahrrad vor Jocie wusste das offensichtlich nicht. Der Fahrer fuhr langsamer, um den Hund im Auge zu behalten.

„Vorsicht!“, schrie Jocie, während sie den Hügel hinunter auf ihn zuraste.

Der Junge blickte über seine Schulter und trat wie wild in die Pedale, um ihr auszuweichen. Der Hund bellte und schnappte nach

seinem Vorderrad. Jocie versuchte, einen Bogen um beide zu machen, aber Butch sprang vor ihr Fahrrad. Ohne nachzudenken, ließ sie das Fahrrad fallen, um ihn nicht anzufahren. Der Hund sprang zur Seite und stieß mit dem Hinterrad des anderen Fahrrads zusammen. Am Ende lagen sie alle auf einem Haufen im Graben. Butch hörte auf zu bellen, sprang auf Jocie drauf und leckte ihr das Gesicht. Ihr Bein tat weh, aber die Vorderpfoten des Hundes, die sich in ihre Schulter gruben, schmerzten mehr, also war bestimmt nichts gebrochen.

Jocie schubste Butch fort und spähte um den großen Hund herum, um den Jungen auf der anderen Seite der sich drehenden Räder anzusehen. Sie hatte recht gehabt mit ihrer Vermutung, dass er fremd war. Er schien fünfzehn oder sechzehn Jahre alt zu sein und hatte krauses schwarzes Haar, das kurz geschnitten war, und wütende dunkelbraune Augen, die sie aus seinem schwarzen Gesicht anstarrten. Aus einem übel aussehenden Kratzer auf seiner Stirn sickerte etwas Blut.

„Alles in Ordnung?“, fragte Jocie. Sie war froh, dass die Fahrräder zwischen ihnen waren.

3

„Ob alles in Ordnung ist?“, schrie er. „Sieht es etwa so aus?“

Jocie zuckte zusammen. „Nein, eigentlich nicht. Deine Stirn blutet ein bisschen.“

Er berührte seine Stirn und betrachtete dann das Blut an seinen Fingern.

„Scheint aber nicht so schlimm zu sein“, sagte Jocie. „Ich meine, so wie ich das von hier aus sehen kann.“

„Was ich wohl kaum dir und deinem Hund zu verdanken habe!“, sagte er und wischte sich die Finger im Gras ab.

Der Junge zog seinen Fuß unter seinem Fahrrad hervor und setzte sich auf. So konnte er Jocie besser böse anfunkeln. Sie legte den Arm um Butch, um sich Mut zu machen, und sagte: „Er ist nicht mein Hund.“

„Er ist nicht dein Hund?! Warum versucht er dann, dir das Gesicht wegzulecken?“

„Er mag mich einfach. Jedenfalls, solange ich nicht auf einem Fahrrad sitze. Er mag keine Leute auf Fahrrädern.“

„Ach was.“

„Und ich bin dir nicht absichtlich hinten draufgefahren. Bei meinem Fahrrad ist die Kette abgesprungen und ich konnte nicht bremsen. Hast du nicht gehört, dass ich gerufen habe? Und es war einfach Pech, dass Butch mir vors Rad gesprungen ist. Es tut mir wirklich leid. Ich hoffe, es ist nichts kaputt.“ Jocie betrachtete ihr Fahrrad. Die Räder hatten endlich aufgehört, sich zu drehen.

„Meinst du uns oder die Räder?“ Der Junge guckte immer noch grimmig.

„Beides. Ich habe in diesem Sommer schon ein Fahrrad geschrotet.“

„Wie sieht denn der andere arme Kerl aus?“, fragte der Junge.

„Nicht besonders gut“, sagte Jocie. „Er ist im Krankenhaus.“

Der Junge sah sie an und fing plötzlich an zu lachen. Butch bellte und sprang um sie herum.

„So witzig ist das nun auch wieder nicht.“ Jocie machte einen

halbherzigen Versuch zu lächeln, um nett zu sein, aber eigentlich war ihr mehr nach Weinen zumute. Sie war immer noch meilenweit von der Innenstadt entfernt und es würde eine Ewigkeit dauern, ihr Rad wieder hinzubiegen und die Kette aufzuziehen. Sie könnte rennen, aber als Jocie nun aufstand, merkte sie, dass ihr Knöchel ziemlich wehtat. Sie musste umgeknickt sein. Gehen konnte sie damit vielleicht, aber rennen kam eindeutig nicht infrage.

Der Junge wischte sich mit dem Handrücken die Tränen aus dem Gesicht, so sehr hatte er gelacht. „Tut mir leid, aber das ist wirklich witzig.“

„Hör zu, ich würde ja gerne bleiben und dich noch länger erheitern, aber ich muss in die Stadt.“ Jocie hob ihr Fahrrad auf und betrachtete es. Es war hoffnungslos. Sie ließ es wieder in den Graben fallen. Darum würde sie sich später kümmern müssen.

„Wieso hast du es denn so eilig?“, fragte der Junge. „Du hast mir ja noch nicht mal gesagt, wie du heißt. Wenn ich dich wegen gefährlichen Fahrradfahrens verklagen will, muss ich doch deinen Namen kennen.“

„Jocie. Jocie Brooke. Ich wohne etwa anderthalb Kilometer die Straße hinunter. Und du kannst mich ruhig verklagen, wenn du willst. Ich habe gesagt, dass es mir leidtut und dass es ein Unfall war.“ Sie kraulte Butch noch einmal am Kopf, bevor sie die Straße hinunterging.

„Hey, hast du dich verletzt?“

„Ich blute nicht. Glaube ich jedenfalls.“ Jocie blieb stehen, um ihr Gesicht zu betasten und ihre Arme und Beine zu betrachten. Nichts außer Dreck und Grasflecken.

„Du hinkst.“

„Und du blutest.“

„Aber du hast gesagt, so wie es aussieht, werde ich wohl überleben“, sagte der Junge.

„Ich auch. Ich werde nur eine Weile nicht rennen können.“ Inzwischen hatte Jocie sich wieder in Bewegung gesetzt. Butch lief ein paar Schritte voraus und wartete dann, bis sie aufgeholt hatte.

„Willst du denn rennen?“, fragte der Junge hinter ihr her, während er sein Fahrrad aufhob und auf die Räder stellte.

„Ich bin mit meinem Vater verabredet und sowieso schon zu spät dran“, sagte sie über die Schulter, ohne stehen zu bleiben.

„Willst du denn nicht wissen, wie ich heiÙe? Oder fragst du nur weiÙe Leute nach ihrem Namen?“

Jocie blieb stehen und dreht sich zu ihm um. „Was soll das denn heiÙen?“

„Dass du mich nicht nach meinem Namen gefragt hast, würde ich sagen.“

„Eigentlich hat man mir beigebracht, überhaupt nicht mit Fremden zu reden, und nach ihrem Namen soll ich sie schon gar nicht fragen.“

„Nachdem wir zusammen im Graben gelegen haben, können wir gar keine Fremden mehr sein.“ Der Junge lächelte nicht, aber seine Augen lachten sie immer noch aus.

Jocie holte tief Luft und atmete dann langsam aus. Sie würde sich nicht provozieren lassen. Immerhin hatte sie ihn mit ihrem Fahrrad umgefahren, und wenn er sich über sie lustig machen wollte, dann war das besser, als wenn er sie anschrie. Also sagte sie ruhig: „Da hast du auch wieder recht. Also, wie heiÙt du?“

„Vielleicht will ich dir das ja gar nicht sagen. Vielleicht will ich ja ein Fremder bleiben.“

„Wie du willst.“ Jocie wandte sich um und lief weiter. Für die Spielchen, die dieser Junge spielte, hatte sie keine Zeit. Sie versuchte nicht zu humpeln, aber es gelang ihr nicht. Als sie das Ende des Sawyerschen Gartens erreicht hatte, kraulte sie die Stelle genau über Butchs Schwanz und zeigte auf die Veranda. Erstaunt sah sie zu, wie der Hund gehorchte.

„Bis du dir sicher, dass dieses fahrradfressende Ungeheuer nicht dein Hund ist?“, fragte der Junge. Er schob sein Fahrrad jetzt neben Jocie her.

„Er ist nicht mein Hund.“ Jocie warf ihm einen Blick zu. „Ich bin froh, dass dein Fahrrad nicht so viel abbekommen hat.“

„Und was ist mit meinem blutigen Kopf?“

„Ich habe doch schon gesagt, dass mir das leidtut.“

Schweigend gingen sie weiter. Schließlich sagte der Junge: „Dein Knöchel sieht geschwollen aus.“

„Ja, ich muss umgeknickt sein.“

Nachdem sie noch ein paar Schritte gegangen waren, sagte der Junge: „Hör mal, ich weiß, dass du ein kleines weißes Mädchen bist und ich ein großer schwarzer Junge, und ich bin gerade erst hierhergezogen und mir nicht sicher, wie die Spielregeln bei so etwas hier sind, aber soll ich dich auf dem Rad mitnehmen?“

„Ich bin kein kleines Mädchen. Nächsten Monat werde ich vierzehn. Und ich vermute, dass du nicht viel älter bist, sonst würdest du Auto fahren und nicht Fahrrad.“

„Also, ich bin noch nicht ganz sechzehn. Aber ich bin trotzdem ein großer schwarzer Junge in einem weißen Viertel und ich bin nicht gut darin, einen Kratzfuß zu machen.“ Der Junge zog eine Grimasse und berührte seine Stirn. „Obwohl das vielleicht nicht der beste Ausdruck ist, wenn man den fetten Kratzer an meinem Kopf bedenkt. Aber jetzt, wo der Hund weg ist, kann ich dich mitnehmen.“

„Du hast die Sache mit dem Fremden vergessen“, sagte Jocie.

„Ich wette, du hast noch nie einen Fremden gesehen.“

„Jemand, der seinen Namen nicht sagen will, ist schon ziemlich befremdlich.“

Der Junge lachte wieder. „Ein Punkt für dich.“

„Mein Punkt vielleicht, aber dein Aufschlag“, sagte Jocie.

„Du spielst Tennis?“

„Nein. Wir haben keine Tennisplätze hier, aber ich habe ein paar-mal Badminton gespielt. Dafür braucht man nur einen Garten und ein Netz.“

„Ich habe meiner Mutter gesagt, dass dieser Ort zu rückständig ist. Wir hätten in Chicago bleiben sollen. Da gibt es viele Tennisplätze.“

„Spielst du Tennis?“

„Wieso klingst du so erstaunt? Weil ich schwarz bin und Schwarze nicht Tennis spielen?“

„Spielst du denn?“

„Nein, aber vielleicht irgendwann mal. Wie ist es jetzt mit dem Mitfahren? Ja oder nein?“

Jocie blieb stehen und sah ihn an. „Wie ist es jetzt mit deinem Namen? Ja oder nein?“

Auch er blieb stehen und lächelte sie an. „Noah Hearndon, zu Ihren Diensten, Miss Brooke.“

„Freut mich, Sie kennenzulernen, Mr Hearndon, und ich würde liebend gerne Ihr Angebot einer Mitfahrgelegenheit annehmen, wenn es nicht zu viele Umstände macht.“

„Steig auf.“ Noah schwang sich auf sein Fahrrad und wartete, während Jocie überlegte, wie sie auf dem hinteren Schutzblech am besten sitzen konnte.

„Ich glaube nicht, dass es funktionieren wird“, sagte sie schließlich.

„Nur, wenn du dich an meiner Taille festhältst“, sagte Noah. Als Jocie noch zögerte, lachte er und fügte hinzu: „Ich verspreche, dass das Schwarz nicht abfärbt.“

Diesbezüglich machte sich Jocie kein bisschen Sorgen, aber sie hatte keinen Jungen mehr umklammert, seit sie sich in der zweiten Klasse einen Ringkampf mit Teddy Whitehead geliefert hatte. Aber sie hatte zu Noah gesagt, sie wolle mitfahren, und ohne sich festzuhalten, ging das nicht. Also holte Jocie tief Luft und legte vorsichtig ihre Hände auf seine Taille. Unter dem verschwitzten T-Shirt fühlten sich seine Muskeln ganz fest an.

Noah warf ihr über die Schulter einen Blick zu und sagte: „Halt dich fest und fang an zu beten.“

Jocie betete bereits. Sie war sich nicht ganz sicher, wofür sie am meisten beten sollte. Dass sie nicht herunterfiel? Es konnte doch nicht so viel schlimmer sein, als hinten auf einem Motorrad mitzufahren, und das hatte sie bei Wes schon oft getan. Aber bei Wes schlang sie einfach die Arme um seinen Bauch, ohne auch nur darüber nachzudenken. Diesen Jungen konnte sie schlecht so umarmen.

Oder vielleicht sollte sie dafür beten, dass sie Noah nicht wieder zum Lachen brachte. Sie wusste nicht, warum es ihr etwas ausmachte, denn schließlich kannte sie ihn ja gar nicht. Sie wusste nicht, wo er wohnte. Sie wusste nicht, warum er in Hollyhill war. Sie wusste nicht, wie er erst wütend sein und eine Sekunde später vor Lachen auf dem Boden liegen konnte. Und sie wusste nicht, was sie bei ihm als Nächstes auslösen würde und wodurch.

Eins stand fest: Sie würde das alles nie erfahren, wenn sie nicht fragte. Und das konnte sie genauso gut jetzt tun.

„Seid ihr hier in die Gegend gezogen?“

„Du glaubst doch nicht, dass ich mit dem Fahrrad aus Chicago gekommen bin, oder?“

„Ich habe gar nicht mitbekommen, dass jemand hierhergezogen ist.“

„Und das hättest du, wenn ich in dein Viertel gezogen wäre. Das steht fest.“

„Also gut, du wohnst nicht in Chicago und nicht in meinem Viertel. Wo wohnst du dann? Oder bist du aus einem Raumschiff gefallen?“ Sie wusste, dass er keine Ahnung hatte, wovon sie sprach, aber das war ihr egal. Das erzählte Wes Jocie immer. Dass er aus einem Raumschiff gefallen und in Hollyhill gelandet sei.

„Meine irregeleiteten Eltern sind hierhergezogen, um eine Obstplantage an der Hoopole Road zu pflanzen. Ich wette, du weißt nicht einmal, wo das ist. Es ist so weit in der Pampa, dass niemand wissen kann, wo das ist.“

„Das weiß ich wohl. Mein Vater ist Prediger in der Baptistengemeinde von Mt. Pleasant und die Hoopole Road ist von da aus nur über den Berg.“

„Eine Pastorentochter. Du hast mein Mitgefühl.“

„Das brauche ich nicht. Ich bin gerne Pastorentochter“, sagte Jocie.

„Immer?“ Er sah sie über die Schulter an.

„Mein Vater ist gleichzeitig Zeitungsherausgeber, also kann ich manchmal auch die Herausgebertochter sein.“

„Aber ich wette, die Leute vergessen nie, dass du die Pastorentochter bist.“

„Das sollen sie auch gar nicht“, sagte Jocie. Erst vor ein paar Wochen hatte sie ganz im Gegenteil Angst gehabt, die Leute könnten glauben, dass sie nicht die Tochter des Pastors war. „Bist du auch ein Pastorenkind?“

„Mein Vater Prediger? Von wegen.“ Noah lachte wieder. Das Fahrrad wackelte ein bisschen, bis er daran dachte, die Räder gerade zu halten. „Er kann mit Predigern nicht viel anfangen.“

„Warum nicht?“

„Keine Ahnung“, sagte Noah. „Bei meiner Mutter ist das was anderes. Sie hätte Predigerin sein können, wenn das ein Job für Frauen wäre. Stattdessen hält sie mir Predigten und jedem, der fünf Minuten stillsteht.“

„Worüber predigt sie denn?“

„Über alles und jedes, je nach Laune. Aber meistens über die Freiheit. Sie ist das, was manche eine Aktivistin nennen. Letzten Sommer war sie mit Pastor Martin Luther King auf einer Demonstration in Washington.“

„Ach was! Mein Vater hat mir die Rede von Pastor King vorgelesen, weil er sie so gut fand. Er sagte, er wünschte, er könnte ihn mal persönlich predigen hören.“

„Stimmt, die Sache mit dem Traum hat die Leute richtig gepackt. Meine Mutter kam ganz aufgedreht nach Hause, aber mein Daddy sagte, mehr sei es nicht: ein Traum. Ein Traum, der nie wahr würde, aber meine Mama sagt, das wird er, wenn wir dafür sorgen.“ Noah warf Jocie noch einen Blick über die Schulter zu. „Ich weiß nicht, wie ihr hier in der Großstadt Hollyhill im Allgemeinen über Schwarze denkt, aber eins steht fest: Wenn meine Mama in die Stadt kommt, werdet ihr euch noch umsehen. Euer kleiner Ort wird nie mehr so sein wie früher, wenn Myra Cassidy Hearndon ihn erst einmal in die Finger bekommt.“

Jocie sprach es nicht laut aus, aber sie dachte, dasselbe könnte man vielleicht auch von Myras Sohn sagen, von Noah Hearndon.